

**32. Jhg. JANUAR 2022 Nr. 1 (398)**

# **MASURISCHE STORCHENPOST**



**FROHES NEUES JAHR!**

**GLÜCK**

**ERFOLG**

**GESUNDHEIT**



**Tanja Dückers, Brygida Helbig und Dorota Danielewicz (v.l.n.r.)  
bei der PARATAXE-Lesung im Club der Polnischen Versager in Berlin,  
fot. © Arkadiusz Łuba      S.10**

**Edith und Günter Donder aus Köffe /Köln/**

*Wer hätte das gedacht, meine Lieben? Im vergangenen Jahr überstanden wir das Weihnachtsfest während der Pandemie in der Hoffnung, das nächste in üblicher Freiheit feiern zu können. Nun, so ganz scheinen sich diese Wünsche nicht erfüllt zu haben. Wie sagt das schönste Sprichwort: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Also Kopf hoch und nicht verzagt.*

*In diesem Sinn und mit einer neuen Geschichte wünschen allen ein angenehmes Weihnachtsfest und mehr Glück in 2022*

### **Die Leiden des jungen Musikus**

Als kleinen Jungen zogen mich Musikinstrumente an wie kaum etwas anderes. Ich lernte sie erst kennen, als ich in das Alter kam, wo mich meine Eltern zu Familienfesten oder zum Tanzvergnügen ins Dorf mitnehmen konnten. Es war für mich jedes Mal ein besonderes Erlebnis gewesen, wenn dabei ein oder mehrere Instrumente aufspielten. Klänge musikalischer Art erzeugten mir fast immer eine Gänsehaut. Ich beneidete die Musikanten, die es in meinen Augen fertigbrachten auf irgendwelchen Gerätschaften, so schöne Klänge zu erzeugen. Ganz besonders hatte es mir das damals sehr gängige Knopf-Akkordeon, die sogenannte Ziehharmonika, angetan. Aber nicht nur Instrumente waren Verursacher besonderer Gefühle, manchmal taten es auch menschliche Stimmen, z. B. Frauen, die sommers auf dem Weg vom Feld nach Hause zweistimmig sangen. Nicht selten liefen mir dabei Tränen über die Wangen.

Selbst Musik machen, das war wohl der Wunsch in mir, der mich ständig begleitete. Um den Gesang bemühte ich mich nicht, weil

man mir sagte, dass ich dafür keine Stimme hätte. Leider sah ich in meiner gegebenen Situation keine Erfüllung dessen, was mich bewegte, denn ein Instrument z. B. die Ziehharmonika - so hörte ich in Gesprächen meiner Eltern – sei nicht nur eine teure Sache; man müsste mir das Spielen auch beibringen können.

In meiner kindlichen Vorstellung sah ich tatsächlich weit und breit niemand mit solchen Fähigkeiten. Also blieb mir nur die Möglichkeit des Zuhörens, aber die gab es nicht oft. Manchmal hörte ich solche Redewendung wie - ohne Musik könne man auch leben. Irgendwann erbettelte ich bei den Eltern eine Mundharmonika.

Diese Kinderinstrumente kosteten nicht viel und ich hörte, wie schön es klang, wenn irgendwo darauf gespielt wurde. Allerdings enttäuschte mich das erste Instrument sehr, denn so viel ich auch hinein pustete, konnte ich dem Ding keine einzige Melodie entlocken, wo doch manche Schulkinder das fertigbrachten. Du musst viel üben, sagt man mir. Was aber war denn dieses „Üben“? Daran hatte ich lange Zeit zu knabbern und sie kostete das Leben nicht nur einer „Brummeisa“, so die masurische Bezeichnung.

Eines Tages kam dann doch der „Durchbruch“ und ... die Melodien flossen nur so dahin. Nun war die Zeit reif, meinte ich, um bei den Eltern um ein höheres Instrument, die Ziehharmonika, anzuklopfen. Sie wollten nachdenken. Ich auch. Ich dachte an meinen Geburtstag im August. Der kam und ging – ohne Ziehharmonika. Dann blieb nur noch Weihnachten, aber es war mitten im Krieg ... werden da überhaupt noch Musikinstrumente produziert – vielleicht? Und dann kam - kurz vor dem großen Fest - der Tag

an dem unsere junge Briefträgerin Marta einen Zettel ins Haus flattern ließ, auf dem sie den Vermerk gemacht hatte: Ein Paket abholen. Wir bekommen ein Paket? Allein die Tatsache, dass wir eines bekommen sollen, ließ mich aufhorchen. Wir verschickten vor Weihnachten viele Sendungen an die Verwandtschaft, die in den Städten mehr schlecht als recht ihr Dasein fristete, und bekamen als Dank schöne, in Glanzpapier gepackte Süßigkeiten. Ja, auch gut.

Diesmal war es anders. Als Empfänger stand auf dem Zettel tatsächlich mein Name - sogar mit dem „Herrn“ davor. Dabei war ich 11 oder 12. Meine Eltern verhielten sich eigenartig und meinten nur lakonisch, dass ich das Paket dann wohl mit meinem Rodelschlitten von der Post in Baitenberg abholen müsste. Ja, natürlich.

Als ich aber als Absender meine Tante in Schlesien las, konnte ich mir keinen Reim machen. Sie schickte uns zu Weihnachten immer ein Päckchen mit Süßigkeiten – aber dann an „Familie“ und nicht an mich. Ich platzte von Neugierde und machte mich noch am selben Nachmittag auf den Weg. Sechs Kilometer hin und wieder zurück.

Auf der Post erlag ich fast der Versuchung, die Umhüllung so zu beschädigen, damit man einen Blick hineintun konnte. Fast, wie gesagt – aber nicht getan. Es war zu gut verpackt.

Was enthielt diese geheimnisvolle Sendung meiner Tante an mich?? Ich beschnupperte es wenigstens und stellte den von Möbeln oder Kinderspielzeug her bekannten Schellack-Geruch fest. Sie wird mir doch kein Spielzeug geschickt haben, dachte ich und

beschleunigte mein Tempo heimwärts, denn die Tage um das Fest der Feste waren doch recht kurz.

Zu Hause angekommen starrte man mich in besonderer Weise an und vermutete, dass ich - unter Umständen – das Paket „untersucht“ haben könnte. Die Fragen, ob ich denn überhaupt nicht vermute, was meiner Tante hatte einfallen können, um mir das Weihnachtsfest zu versüßen usw. spannten in mir den Bogen zum Zerreißen. Das einzige, was ich zu dieser Frage ohne zu flunkern sagen konnte, war, dass der Inhalt nach Lack rieche und wahrscheinlich ein Spielzeug enthalte. Na ja, hörte ich, wird wohl stimmen.

Und ich hätte die Welt umarmen können, denn es war mein Spielzeug, von dem ich lange träumte: Eine nagelneue Ziehharmonika, die leicht knisterte, wenn man ihren Balg bewegte. Sie war nicht groß, hatte links nur zwei Bässe und rechts vielleicht ein Dutzend Melodiekнопfe. Das spielte aber in dem Moment für mich keine Rolle. Das meine Eltern die Verursacher dieses Geschenks sein konnten, kam mir erst gar nicht in den Sinn. Die schlesische Tante war es und – Marta, die Briefträgerin, die den Abholzettel brachte. Die beiden Frauen waren die Verursacher meiner Freude. Durch das Spielen auf der Mundharmonika, die nach dem gleichen diatonischen Prinzip gebaut ist, fiel mir das Erlernen des Instruments nicht allzu schwer.

Leider dauerte meine Freude am Spielen nicht sehr lange, denn der Winter von 1944 auf 1945 rückte mit seinen schicksalsschweren Folgen unaufhaltsam näher. Als wir mit Pferd und Wagen auf die Flucht gingen, blieb meine „Ziehaza“ auf dem Küchenschrank

liegen. Ich sah sie nie wieder ... was aber die Liebe zur Musik nicht schädigen konnte. Ich spiele auch im hohen Alter noch das eine wie das andere Instrument leidenschaftlich gern.



## Vergangenes im Glanz des neuen Jahres

Im Atem alter Räume  
haucht die Vergangenheit.  
In alten schönen Dingen  
lebt noch die ferne Zeit.

Auf den geschnitzten Truhen,  
auf Hausrat gross und klein  
Erinnerungen ruhen  
an unsrer Ahnen Sein.

Wer trank aus diesen Tassen  
im eckigen Design?  
Aus Milch—und Kakaokanne  
schenkt keiner heute ein.

Der alte Silberlöffel  
ist reich verziert im fahr ...  
Heut gilt es, ihn zu putzen,  
das Prachtgeschenk fürs Paar ...

Der gute Geist der Väter  
kommt leise hergeweht  
mit leisem Klang für den,  
der Glück von einst versteht.

Ingrid Brase Schloe  
„Windlider“

## **JAHRESBILANZ**

Ein Jahr nahm Abschied  
Mit ihm ein Lebensabschnitt  
Ein Jahr wurde Geschichte  
Mit der Ereignisse Dichte

Es gab vier Jahreszeiten  
Arbeit und Mahlzeiten  
Ein bisschen Vergnügen  
Das muss schon genügen

Erlebt haben wir diese Tage  
Voller Wahrheit und Sage  
Es waren unseres Lebens Augenblicke  
Realität Enttäuschungen und Lichtblicke

Stefan Pioskowitz  
Neue Oberschlesische Dichtung 2018

## **Neujahrswunsch:**

Weniger Rede, mehr Gedanken;  
weniger Interessen, mehr Gemeinnutz;  
weniger Wissen, mehr Urteil;  
weniger Zwiespalt, mehr Charakter.

Walther Rathenau  
deutscher demokratischer Politiker  
(1867 – 1922)

## **POLNISCH-DEUTSCHE HIMMEL ÜBER BERLIN** **Blick in literarische Höhe**

Von Arkadiusz Łuba

Infolge des Kriegsrechts in der Volksrepublik Polen 1981–1983 wurde Berlin zum wichtigsten politischen und kulturellen Zentrum der Exilpolen in Europa, neben Paris und London. Über 200.000 polnische Bürger ließen sich in den 1980er Jahren in Deutschland nieder, davon alleine rund dreißigtausend in West-Berlin. Derzeit leben knapp siebzigtausend Polen in der Bundeshauptstadt.

Der Himmel über Berlin ist momentan ziemlich trüb, genau wie die damalige politische Lage in Polen. Regen und Schnee, Schnee und Regen. Plus- und Minustemperaturen tauschen sich ab. Nur diesmal droht kein Jahrhundertwinter, wie es vor vierzig Jahren war.

Zum Abschluss des Deutsch-Polnischen Literaturforums UNRAST Berlin lasen und sprachen drei Autorinnen im Club der Polnischen Versager in Berlin über die polnisch-deutsche Himmel über diese Stadt.

Mit sechzehn kam Dorota Danielewicz 1981 nach West-Berlin – herausgerissen aus ihrem Leben in Poznań durch ihre Eltern. Ihre erste Liebe Krzysztof und ihre Freundinnen Maja, Rita und Hanna lässt sie im kommunistischen Polen zurück und reist mit ihren Eltern und älterer Schwester aus.

Furchtbar sei das alles für sie gewesen, sagt sie an dem Abend im Club der Polnischen Versager.

Der erste Aufenthaltsort der Familie war das Notaufnahmelager

für Aussiedler und Flüchtlinge an der Marienfelder Allee. Es habe lange gedauert, bis die fremde Stadt an der Spree ihre Stadt geworden sei: „Der Kriegszustand in Polen hat diese Situation auch nicht verbessert, weil wir dann keinen Besuch mehr aus Polen empfangen konnten. Der Briefverkehr war erschwert. Also wir waren wirklich abgeschnitten von unseren Freunden. Es war sehr schwierig für mich. Ich träumte immer, dass ich nach Polen fahre. Und erst als ich nach Polen fahren durfte, das war kurz vor 1989, ist mir diese Sehnsucht vergangen und ich habe mich dann auch mit Berlin angefreundet“. Ihr Buch „Auf der Suche nach der Seele Berlins“ sei „nur ein bisschen“ über sie selbst, sagt Danielewicz. Vielmehr sei es den Geschichten von Menschen gewidmet, die ihr die Stadt erklärt hätten.

Brygida Helbig ist nach Deutschland nicht verschleppt worden. Sie ist freiwillig gegangen. Aus Stettin ging sie erstmal 1983 ins Ruhrgebiet, wo sie dann schließlich an der Ruhr-Universität Bochum studierte und promovierte. Dann bekam sie Ende 1994 eine Stelle an der Humboldt Universität und ging deswegen nach Berlin. „Ich wollte eigentlich noch vor dem Kriegsrecht weg, aber da ging die Tür zu und ich musste auch bleiben. Eigentlich wollte ich nicht raus aus Polen. Ich liebte Polen, also abgesehen vom politischen System hatte ich überhaupt keinen Bock auf ein fremdes Land“, sagt die Professorin und Schriftstellerin: „In Bochum lebte ich in so einer Studentenenklave. Ich war zu jung, ich war zu abgeschnitten, ich hatte kein Geld. Ich habe da nichts gemacht, nur gelernt.

Und in Berlin hatte ich plötzlich Geld, weil ich einen Job hatte; ich hatte auch Leute, die gerne ausgingen. Und plötzlich sah ich mich auf der Straße, Berliner Weiße trinkend und fühlte mich wie ein Mensch von Welt“. In ihrem humorvollen, grotesken Buch „Engel und Schweine“ beschreibt sie durch eine fiktive Figur ihre Lebensstationen.

Tanja Dückers schrieb ein Buch über Westberlin, als es dieses nicht mehr gab. Aus innerem Bedürfnis heraus wollte sie Orte festhalten und das tat sie – in „Mein altes West-Berlin“. Die Stadt sei für sie schon immer etwas Seltsames und Eigenartiges gewesen; und viel mehr noch das Verhältnis zu dem gleich um die Ecke gelegenen Polen: „Wie absurd – Geographie, ich habe das eigentlich immer gerne gemacht, aber wir haben etwas gelernt über Kasachstan, über die Anden und Antarktis, bloß nicht über Mittel- und Osteuropa. Also das war wie in Diercke-Atlas. Das war einfach so eine einzige rosane Fläche. Alles eingeebnet, unglaublich vereinfachend und man hatte gar keine Vorstellung wirklich, wie unterschiedlich die Länder des sogenannten Ostblocks waren. Auch von Polen wusste man wirklich wenig – eine Stunde entfernt von Berlin. Das fand ich im Nachhinein doch erschreckend“.

Trotz des Kalten Krieges, der Solidarność-Pakete und des späteren „Polenmarkts am Potsdamer Platz“ in der Wendezeit wussten viele junge Intellektuellen und Mitglieder der alternativen Szene in Westberlin wenig über Polen. Viel mehr schauten sie kritisch auf die USA und den expansiven Kapitalismus. Dorota Danielewicz leistete daher Aufklärungsarbeit einer besonderen Art: „Ich fühlte mich sehr einsam in dieser ersten Zeit. Deswegen brauchte ich jemanden, der mich so ein bisschen an die Hand nimmt und mir die Stadt zeigt. Ich bin zu Partys gegangen. Ich auf einem Konzert von Tangerine Dream eine Gruppe von jungen Westberlinern kennen gelernt. Und sie haben mich zu irgendwelchen alternativen Partys hingeschleppt, wo wir Geld für Nicaragua gesammelt haben. Und ich habe dann auch immer eine Dose für Solidarność, für Polenhilfe, dazugestellt, weil sie immer nur für Südamerika gesammelt haben. Also sie haben auch gar nicht in den Osten geschaut. Ich weiß noch, wie ich Silvester 1981 zu 1982 anfang, Deutsch zu sprechen. Das waren Gespräche, wo ich irgendwie mit meinem sehr unperfekten Deutsch versucht habe, die Streiks und Wałęsa und Solidarność zu erklären“.

Für Westberliner war Bochum eine völlig andere Welt. Das war der Grund, warum sich Brygida Helbig seltsam gefühlt hat. Die linke Szene war für sie dagegen etwas völlig Normales: „Ich kam an eine Uni in Bochum, die eine linke Uni war, mit sehr starken linken Traditionen, deshalb habe ich mich dort sehr schnell damit angefreundet. Es war für mich auch irgendwie nicht merkwürdig. Ich habe das nicht so empfunden, dass es hauptsächlich um das System geht, sondern mehr, es geht um die Freiheit, es geht um Pazifismus, so ein bisschen persönliche Freiheit, Anarchie und so. Ich habe das nicht so als Widerspruch empfunden, wofür Solidarność gekämpft hat und wofür die Linken dort, sag ich mal, in Bochum oder in Westberlin, gekämpft haben. Für mich ging's um Freiheit“.

Aber später waren die Polen sogar unerwünscht. Erschreckend fand Tanja Dückers, „wie auf der Autobahn Leute Autos mit polnischen Kennzeichen mit Steinen beworfen haben. Das haben wir gesehen an Rastplätzen. Ich fand schon in den frühen Neunzigern dieses nationalistische Aufkommen, diesen Rechtsextremismus und diesen Abwehrmechanismus, was man bei vielen beobachten konnte, das fand ich also schon sehr erschreckend, aber auch prägendes Phänomen in dieser Zeit“.

Die geteilte Stadt ist inzwischen vereint und hat mehrere Himmel. Berlin wird immer wieder von Ankömmlingen geprägt. Polen sind nach den Türken die zweitgrößte ausländische Gruppe hier. Jeder baut sich hier seine eigene Welt. Und Berlin selbst ist es inzwischen egal. Nur die Schriftsteller\*innen versuchen es, auf eine höhere intellektuelle Ebene zu heben. Und die Journalist\*innen.

## **Ferdinand Gregorovius` „Idyllen vom Baltischen Ufer“**

Von Grzegorz Supady

Ferdinand Gregorovius(1821-1891) ist in Polen keine unbekann- te Persönlichkeit. Auch die Einwohner von Ermland und Masuren kennen diesen im masurischen Neidenburg geborenen Schrift- steller und Wissenschaftler.

1990 erschien eine zweibändige Ausgabe seiner „Wanderjahre in Italien“ („Wędrowki poWłoszech“). Dem opulenten Werk folgte 1991 die polnische Übersetzungseiner Abhandlung „Die Idee des Polentums“ („Idea polskości“). Dieses für das bessere Verständnis der deutsch-polnischen Beziehungen so gewichtige Buch wurde von der Kulturgemeinschaft BORUSSIA herausgebracht, für die polnischsprachige Fassung sorgte der lange Zeit als Dozent für Deutsch tätige Franciszek Jeziółowicz (1917-2006).

2015 wurde auf Initiative von Andrzej Małyszko, einem Aktivisten und Verbreiter der heimischen Kultur aus dem Dorf Reußen an der Alle, eine dreisprachige (deutsch, polnisch und ungarisch) Ausgabe der erstmals 1849 in Königsbergerschienenen „Polen- und Magyarenlieder“ veröffentlicht.

Professor Janusz Jasiński, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der augenblicklich als Instytut Północny bekannten Forschungsstelle, stand den zwei letztgenannten Büchern Pate.

Der polnische Dichter Cyprian Kamil Norwid war Gregorovius` Zeitgenosse, er wurde sogar in demselben Jahr wie Gregorovius geboren. Norwid sagte einmal: „Die Vergangenheit ist eigentlich der Gegenwart gleich, sie liegt nur einen kleinen Schritt zurück“.

Daher lohnt es mitunter, auf manch eine in der Vergangenheit steckende Meinung zurückzuschauen, um sich nicht selten überraschend zu überzeugen, dass eine gegebene Erkenntnis, die man aus dem heutigen Gesichtspunkt für ganz innovativ hält, in Wirklichkeit nicht so ganz neu ist. Nicht anders ist es um das Gedankengut und die geistige Hinterlassenschaft von Gregorovius bestellt, der sich zwar vor allem als hervorragender Kenner der römischen Geschichte einen Namen machte, in seinen jungen Jahren aber einen interessanten Beitrag zur Heimatgeschichte leistete.

Als Dreißigjähriger verfasste er etwa die „Idyllen vom Baltischen Ufer“. Der Rechtsanwalt und Kunsthistoriker in einer Person, Dr. Carl von Lorck (1892-1975), gab diese Idyllen im Jahre 1947 neu heraus. In einem Nachwort schrieb er: „Sie stehen, wo niemand sie vermutet, in den ‚Wanderjahren in Italien‘ [...], jedoch nur in der selten gewordenen ersten Ausgabe, Leipzig 1956“. Lorck fügte ferner hinzu: „Die wiedergefundenen Heimatidyllen des Ehrenbürgers von Rom überraschen durch ihre Frische. Dichterische Schönheiten, interessante Szenerien und ein graziöser Übermut sind darin vereint“ (S. 52).

Beim Blättern in den „Idyllen“ fällt sofort auf, dass Gregorovius neben seinem bewundernswerten Beobachtungssinn über ein sehr umfangreiches Wissen zur Kulturgeschichte der Menschheit im Allgemeinen verfügte. Ein Germanist würde auf seine enorme Belesenheit im deutschsprachigen Schrifttum sowie in der Weltliteratur hinweisen. In seiner jugendlichen Schrifterwähnte Gregorovius einige Vertreter der Königsberger Elite aus der Aufklärungszeit, wie etwa Immanuel Kant (1724-1804), Johann Georg Hamann (1730-1788) oder Theodor Gottlieb von Hippel

(1741-1796), weil er zu diesen Größen offensichtlich ein inniges Verhältnis verspürte.

Gleichzeitig scheint Gregorovius ein ausgewiesener Kenner des Schaffens von Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller, Ludwig Uhland, Friedrich Hölderlin, Heinrich Heine und anderen klassischen sowie romantischen Dichtern gewesen zu sein. Schon die „Idyllen“ lassen es weiterhin vorahnen, wie sehr Gregorovius zugleich auf das Musikalische sensibilisiert war. Er besaß über dies die Gabe, eine x-beliebige Gestalt aus der antiken Mythologie und Kultur bzw. eine zum Inhalt passende Redewendung aus dem Lateinischen in seinen Erzählstrang geschickt mit einzubauen.

Für Gregorovius zählte aber nicht nur die sogenannte höhere Kultur, sondern auch das Schicksal eines jeden Menschen, der aus den sogenannten einfachen Verhältnissen herstammte. Auf seiner Wanderung entlang der samländischen Ostseeküste begegnete er etwa einem sehr wiss- und lesebegierigen Jüngling namens Klaus, der es in seinem Erwachsenenleben zum Schulmeister beruf bringen wollte. Leider war ihm diese Karriere im Voraus schon nicht gegönnt, weil die zwei für eine mögliche Weiterbildung und Förderung des jungen Mannes zuständigen Leute: ein alter Schulmeister sowie ein Pfarrer bei dem ambitionierten Jungen ein Fehlen von musikalischer Begabung und ein mangeln des Denkvermögen festgestellt hatten.

Um eine gewisse Vorstellung von der Stilreife und dem fesselnden Inhalt der „Idyllen“ zu gewinnen, sei hier ein Ausschnitt daraus angeführt:

„Wir gehen nun durch das Dorf, vor dessen Häusern die Badegäste ihre Nomadenzelte aufgeschlagen haben. Am äußersten Ende

steigt die Fahrstraße einen Hügel herunter in einen Hohlweg, hart am Meer, wo ein Geländer vor dem Absturz sichert. Von der Landseite zu hängen über den Weg grüne Berge mit schwankenden Birken und schäferlichen Buchen. Dort oben auf dem Ufer steht ein Bänkchen, das eben nur Raum hat für einen samländischen Romeo und seine Julia. Wenn der Mond durch die Birken scheint, finden Sie dort stets irgend ein hold verschlungenes Liebespaar die älteste Scene aus der Weltgeschichte wiederholen, welche jeder Maler einmal gemalt und jeder Dichter einmal besungen hat. Setzen wir uns auf diese Bänkchen. Die Sonne ist eben ins Meer gesunken, Wasser und Küste hat sich in Violett getaucht und die Welle blinkt verstohlen durch die Uferbirken. Wollen Sie sentimental werden? Dies ist der rechte Ort und die rechte Stunde“ (S. 20-21).

Nach diese recht poetischen stimmenden Darstellung spannte Gregorovius plötzlich einen Bogen zwischen seinem Heimatland und dem rauen Norden, indem er von seinem Aufenthalt an demselben Ort vor einem Jahr berichtete. Damals erhielt er einen Brief von seinem in Lappland „naturforschenden Freund“. Dieser „saß dort auf einem Granitblock und schrieb, während betrunkenne Lappen um ihn her lagen und eine herzerquickende Hymne auf den rumspendenden Gastfreund quakten“ (s. 21).

Jene Erinnerung wurde zum Anlass, eine Strophe aus Heines Gedichtzyklus „Die Heimkehr“ zu zitieren, die nach heutigem Maßstab vielleicht als *politically incorrect* eingestuft werden dürfte:

In Lappland sind schmutzige Leute,  
Plattköpfig, breitmäulig und klein,  
Sie kauern ums Feuer und backen  
Sich Fische und quäken und schrein.

Außerdem machen sich im Text sogar gewisse antisemitische Aussprüche bemerkbar, und zwar an der Stelle, wo Gregorovius von der Bernstein gewinnung im Samlander zählt: „Der Bernsteinjude, unter den blondhaarigen Fischern Samlands ein doppelt auffallender Fremdling mit seinem schwarzen Bart, mit den scharfen Zügen des Orients, den furchtsam vigilanten Augen und den beweglichen Händen, steht an der Bütte und wacht über den Wäscher, dass er nicht ein köstliches Stücke beiseite bringe. [...] Einst trieben hier, wie man sagt, die Phönizier den Bernsteinhandel, jetzt treiben ihn ihre Verwandten, die Kinder Israel – das Geschäft blieb in der Familie“ (S. 28-29). Gerade so ein klischeehaftes Weltbild entsprach jedoch, zumindestz um Teil, dem national geprägten Zeitgeist jener Epoche.

Nichtsdestoweniger kann man schon aufgrund der Lektüre dieses schmalen Büchleins, wie es die „Idyllen vom Baltischen Ufer“ sind, feststellen, dass ihr Verfasser damit Ansätze für einen großen Geschichtsschriftsteller bewies. Für das heutige Lesepublikum sind sie ein Beispiel dafür, wie man in sich mehrere Begabungen vereinen lässt: die eines Dichters, die eines Landschaftsmalers und schließlich die eines Soziologen. In all diesen Sparten bewährte sich der aus dem kleinen Neidenburg gebürtige Gregorovius ausgezeichnet.

**„Die Masurin Caroline.  
Landleben unter Kaiser, Kanzlern  
und Kriegstreibern“  
Von Siegfried Burghardt**

*Drei Statsformen, zwei Weltkriege - ein bewegtes Leben.  
Caroline wird Ende des 19. Jahrhunderts als älteste Tochter es  
Bauern in Masuren- geboren. Die begabte Schülerin muss sich  
in einem chaotischen Schulsystem mit Sprachbarrieren bewei-  
sen, macht jedoch die bittere Erfahrung, dass ihr als Mädchen  
eine höhere Bildung verwehrt bleibt..*

*Früh bereits daran gewöhnt Verantwortung zu Übernehmen,  
heiratet die selbstbewusste junge Frau und gründet eine Fami-  
lie. Die Härten des Bauernalltags mit hoher Kindersterblichkeit  
und Armut bestimmen Carolines Leben u  
nd die Arbeit auf dem Hof füllt ihre Zeit aus.*

*Als ihr Mann Wilhelm im Ersten Weltkrieges eingezogen wird,  
flieht sie mit der Familie vor den Russen. Nach Ende der Beset-  
zung findet sie eine Schneise der Verwüstung vor. Die Ernten,  
sind vernichtet. Doch Caroline will ihr Schicksal nicht einfach,  
so hinnehmen.*

*Auch ohne ihren Mann. gelingt es ihr,  
die Familie durchzubringen.*

## Zu Besuch in Neidenburg

Im Monat Mai hatte Caroline Gelegenheit zu erfahren, ob ihre Cousine in Neidenburg auch masurisch sprechen konnte. Anzehrung Temperaturen und strahlender Sonnenschein weckten die Unternehmungslust. Das Dorf-Marjellchen hatte sich in Schale geschmissen. Sie hatte Gelegenheit, mit ihrem Papa im Pferdewagen nach Neidenburg zu fahren. Er wollte zum Markt, und Caroline durfte in der Zeit Verwandte besuchen. Mama hatte ihr ein buntes Sommerkleid genäht, über das sie eine weiße Wolljacke zog, die Oma gestrickt hatte. Mit farbigen Söckchen und Holzsandalen mit Lederriemen an ihren Füßen und roten Schleifen an ihren Zöpfen war sie stadtfrein gekleidet.

Als sie ihre Alltagsklamotten in den Wäschekorb warf, verspürte sie einen unwiderstehlichen Drang, aus dieser bäuerlichen Umgebung auszubrechen und in der Stadt neue Eindrücke zu halten. Bereits die erste Begegnung in Neidenburg war beeindruckend. Als Papa sie vor einem großen Mehrfamilienhaus absetzte, liefen ihr zwei Kinder entgegen, die so ganz anders aussahen als ihre Spielgefährten in Wasienen.

„Woher kennen die mich?“, dachte Caroline, als beide freudig erregt ihren Namen riefen. Diese herausgeputzten Stadtkinder waren ihr zunächst fremd.

Mit großem Erstaunen und gedämpfter Freude erkannte sie schließlich ihre zwei Jahre ältere Cousine, Nanni, und ihren jüngeren Vetter, Norbert. Sie liefen als kleine Matrosen herum.

Schlagartig wurde ihr bewusst, dass sie ja in der Stadt war und nicht auf dem Bauernhof. Sie hatte sich doch auch stadtfrein angezogen. Einen blauen Matrosenanzug mit dem gestreiften Schul-

terkragen, wie ihn Norbert trug, hatte sie schon mal gesehen. Aber die ulkige Tellermütze auf seinem Kopf kannte sie nicht. Am meisten überraschte sie die Matrosenkleidung ihrer Cousine, Matrosenbluse und Faltenrock. Sie konnte sich nicht vorstellen, zuhause so herumzulaufen.

Caroline spürte, dass beide stolz auf ihre Kinderuniform waren und beachtet werden wollten. So konnte sie sich ein Kompliment nicht verkneifen: „Eure Mama hat euch wirklich schicke Sachen genäht. Nee, so was Tolles kann sie nicht nähen. Sie hat die Sachen im Laden gekauft.“

„Ich habe gar keine Kleidungsstücke aus einem Geschäft, Mutter näht alles selbst“ bemerkte Caroline mit einem gewissen Stolz.

Tante Nora, die Schwester von Carolines Papa, begrüßte ihre Nichte im Flur mit herzlicher Umarmung. Onkel Norbert empfing sie in seiner Schusterwerkstatt, wo es stark nach Leder roch und sie sich neugierig umschaute. Mitten im kleinen Raum befand sich der Arbeitsplatz mit Hocker und eisernem Dreifuß, dem untrüglichen Utensil des Schumacher-Handwerks.

Caroline entdeckte nicht nur ordentlich sortierte Lederschuhe und Schuhleisten in den Regalen, sondern verschiedenfarbige Lederstücke und Ledertaschen auf einem Tisch. Daneben stand eine Nähmaschine, die sie besonders interessierte. Vielleicht bot sich später noch eine Gelegenheit, dem Onkel beim Nähen von Leder zuzuschauen.

In der Küche erfuhren die Kinder, dass Carolines Tante mit ihnen die Burg in der Stadt besichtigen wollte. Vorher bewunderte sie noch das Kleid von Caroline: „Deine Mama näht ja schöne Sachen. Das Kleid steht dir gut. Aber würdest du auch gern Matrosenkleidung tragen, so wie Nanni?“

Diese überraschende Frage löste bei Caroline keine helle Begeisterung aus. „Ja, vielleicht mal am Sonntag, aber ich weiß nicht, ob die Kinder im Dorf mich dann komisch anglotzen. Bisher hat so was noch niemand in Wasienen angehabt.“ Caroline fragte sich, ob das Tantchen sie bei mehr Begeisterung damit ausgestattet hätte. Sie bereute ihre eigene Reaktion allerdings nicht.

Auf dem Weg zur Burg sah Caroline noch mehrere Matrosenkinder. Tante erzählte ihr, dass auch der Kaiser als Kind häufig im Matrosenanzug auftrat und später als begeisterter Seeflotten-Liebhaber dazu beitrug, dass diese Kinderkleidung in Mode war. Beim Anblick des gewaltigen Bauwerks auf einem Hügel blieb Caroline die Spucke weg. Die beiden wuchtigen quadratischen Türme mit dem Torzwinger aus Backsteinen und einem Natursteinfundament an der Ostseite waren beeindruckend.

An verschiedenen Stellen konnte man Schießscharten erkennen. Durch i zwei Seitenflügel war der gegenüberliegende westliche Bau mit den Türmen verbunden. Dadurch gab es einen Innenhof. Das Innere der Burg, außer dem Turm, war verschlossen. Den Innenhof konnte die vier betreten. Umgebung von vier riesigen Mauern wollte Caroline unbedingt wissen: „Woher hatten die Erbauer vor hunderten von Jahren überhaupt die vielen Steine?“

Tante Nora wusste Bescheid: „Die Natursteine im Fundament wurden vor allem auf den Feldern in der Umgebung gesammelt. Die Backsteine entstanden in Ziegelbrennereien, die es damals schon gab. Die Burg war nicht von Anfang an so groß, Gebäudeteile wurden in Kriegen zerstört. Mehrmals erneuerte und erweiterte man die Anlage. Die eisernen Tor- und Fensterbeschläge sind auch uralte. Das Eisen wurde in Eisenwerken aus Erzen gewonnen.“

Bei genauer Betrachtung der Gebäude fiel Caroline noch etwas Besonderes auf, und sie fragte: „Die Dachziegel sehen so komisch aus, ich kann es nicht genau erkennen. Haben sie etwa eine andere Form als bei uns auf den Wohnhäusern?“

Auch dazu konnte die Neidenburger Tante etwas sagen: „Die Dachpfannen haben die Form von halbzylindrischen Röhren, die beim Dachdecken übereinandergelegt werden. Die unteren nennt man Nonnen und die oberen Mönche.“ Caroline musste laut lachen und bemerkte: „Das sind aber komische Namen.“

Dan hörte sie weiter aufmerksam zu, als ihre Tante noch etwas über die Räumlichkeiten in der Burg erzählte: „Die Wehrtürme und die Torflügel boten Wohnraum für die Burgbesatzung. Im Bau gegenüber befanden sich Amtsstuben, Empfangs- und Speiseräume und die Kapelle. Über dem Hauptgeschoss speicherte man Getreide. Die Seitenflügel waren vor allem Lagerräume.“ Dann schlug Tante Nora vor: „Nun wollen wir unsere Stadt noch aus der Vogelperspektive anschauen“, während sie sich mit den Kindern zum Turm begab. Über eine Holztreppe erreichten sie den Wehrgang. „So viele Häuser dicht an dicht habe ich noch nie gesehen“, rief Caroline staunend, als sie durch eine Wehrluke schaute. Sie konnte sich an der herrlichen Aussicht auf die Stadt nicht sattsehen. Hinter den Häusern von Neidenburg boten Äcker, Wiesen und Auen mit dem dunklen Wald am Ende des Horizontes ein farbenprächtiges Bild.

„Schaut mal in diese Richtung!“, wies die Tante die Kinder an, indem sie mit ausgestrecktem Arm nach Süden zeigte und fragte: „Fällt euch in etwa zwei Kilometer Entfernung etwas besonderes auf?“ „Oh ja“, rief Caroline, „da liegt ein großer, grauer Klotz, der wie ein riesiger Stein aussieht.“

„Stimmt“, bestätigte Tante Nora, „das ist der größte Findling in Ostpreußen. Der Granitstein sitzt tief im Boden und ragt noch mehrere Meter darüber hinaus. Er heißt Tatarenstein. Darüber gibt es eine spannende Sage, die die meisten Neidenburger kennen. Dazu will ich euch am Ende des Burg-Besuches etwas erzählen.“

Caroline fragte sich, wozu solche gewaltigen Wehranlagen überhaupt nötig waren und sagte: „Die Menschen hatten sicher große Angst vor Angriffen, als sie sich in solche Burgen verkrochen und hinter Schießscharten lauerten.“

Ihr war über die Geschichte von Stadt und Burg bisher nur wenig zu Ohren gekommen, aber ihre Cousine hatte in der Schule schon einiges darüber erfahren. So begann sie zu erzählen: „Die Menschen fühlten sich nur in der Burg sicher, weil zu jener Zeit in unserer Heimat häufig Mord- und Totschlag herrschte. Ursprünglich war hier eine dünn besiedelte Wildnis von Wäldern, Seen und Sümpfen. Verschiedene Völker, germanische Prussen, slawische Stämme und polnische Masowier bekämpften sich heftig. Schließlich hatte der Herzog von Masowien die Schnauze voll und bat den Deutschen Ritterorden um Hilfe. Der Orden sagte zu und erhielt große Teile des Landes als Schenkung. Eine wichtige Tätigkeit bestand darin, zu kolonisieren, missionieren und die wilden Horden zu zivilisieren. Im 14. Jahrhundert begann er dann mit dem Bau unserer Burg und gründete zahlreiche Dörfer. Danach gab es noch viele Kämpfe auch mit Polen. Im 16. Jahrhundert wurde dann der Ordensstaat in das Herzogtum Preußen umgewandelt und die Reformation eingeführt. Deshalb sind wir ja alle evangelisch. Unsere Vorfahren haben danach noch viel Schreckliches erlebt. Im 17. Jahrhundert wüteten die Tataren in der Stadt und auf dem Land. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts starb fast die Hälfte der Bevölkerung

an der Pest. Danach fielen noch die Russen und die Truppen Napoleons ein. In unserem Jahrhundert, 1830, erneuerte man die Burg fast vollständig auf Anordnung von König Friedrich Wilhelm III.“ Caroline bekam vor Erstaunen den Mund nicht mehr zu, was ihre Cousine so alles wusste. Wohnte sie da in dem Dorf etwa hinter dem Mond? Wahrscheinlich hatten die Stadtkinder einen besseren Schulunterricht als die auf dem Land und erfuhren viel mehr über die Welt. Nun wollte sie wissen, ob ihre Cousine euch masurisch sprechen konnte und fragte: „Sag mal, Nanni, ,sprecht ihr Zuhause und in der Schule auch masurisch?“ „Nein“, antwortete Nanni „wir sprechen überall nur deutsch, obwohl Mama auch masurisch reden könnte. Wir Kinder sollen das Wasserpolnisch, wie sie es nennt, nicht lernen.“

Bevor sie den Heimweg antraten, machte Carolines Tante den Kindern ein Angebot, das bei ihnen helle Begeisterung entfachte: „Wir machen noch einen kurzen Spaziergang zum Tatarenstein, dann könnt ihr den Findling aus nächster Nähe betrachten.“

Freudestrahlend eilten die Kinder voraus. Als Norberts Mama eintraf, hatte das dreibastige Kerlchen den Stein bereits erklommen und thronte stolz auf dem Koloss.

Caroline staunte zunächst sprachlos, bevor sie sich äußerte: Der Lehrer hat uns erzählt, dass die Findlinge in unserem Land in der Eiszeit von Gletschern hierher verfrachtet wurden. Ich kann es aber kaum glauben, dass sie solche riesigen Steine vor sich herschoben.“

Während Norbert lässig auf dem Stein hockte und die beiden Mädchen den Granitblock neugierig und fast ehrfurchtsvoll betasteten, lauschten sie gespannt Noras Erzählung über die Sage vom Tatarenstein: „Im 17. Jahrhundert unternahmen die wilden Tataren auf

Veranlassung der Polen einen wilden Raubzug durchs Preußenland. Als sich die schlitzäugigen Bowken (Lümmel) dem Neidenburger Land näherten, gab es in den Dörfern helle Aufregung und große Ängste. Unter lautem Geschrei und wilder Unordnung flüchteten die Landbewohner, einige auch mit ihrem Vieh, in die Stadt und versammelten sich auf dem großen Marktplatz. Dort fühlten sie sich sicher, geschützt durch die Stadtmauer und die Burg. Unter den Männern, die auf der Burg Vorbereitungen für einen Kampf trafen, befand sich auch der Schneidermeister Nowak. Er hatte, wie einige andere auch, sogar seine Hellebarde mitgebracht. Der Burg-Hauptmann ließ die Tore schließen und die Wehrgänge in der Burg mit geladenen Geschützen besetzen. Inzwischen rückten die Tataren näher. Beim Anblick der gigantischen Burg muss den Hetman, der Anführer, mit seinen Kriegern wohl der Mut verlassen haben. Jedenfalls ordnete er Rast beim großen Steinkoloss an. Seine Kampfgenossen holten Wasser aus der Neide und bereiteten sich eine Mahlzeit. Der Tataren Hetman setzte sich oben auf den Findling und glotzte ununterbrochen auf die Burg. Seine müden Krieger lümmelten sich träge um ihn herum. Als es längere Zeit keine Anzeichen für einen Angriff gab, zog sich die Burg-Besatzung zurück, um auch ihren Hunger zu stillen. Schneidermeister 42 1, -i• Nowak hielt als einziger die Stellung. Plötzlich strömte aus der Burg ein gewaltiger Feuerstrahl von Donnergetöse begleitet. Der Tatarenführer wurde von einer Steinkugel getroffen und fiel tot vom Granitblock herunter. Was hatte sich auf der Burg ereignet? Eigentlich nuscht Kämpferisches. Schneidermeister Nowak war am Steinkugel-Geschütz mit der glimmenden Lunte aus Versehen zu nahe an die Schießpulverladung gekommen. Bei dem stickigen Rauch und dem ohrenbetäubenden Krach fiel er halbohnmächtig

um. Damit hatte er die ganze Stadt in Angst versetzt, denn nun befürchtete man einen Tatarenangriff. Aber nuscht dergleichen geschah. Die Tataren zogen in wilder Hast ab. Der Burghauptmann beruhigte die Menschen mit den Worten: Der Feind haut ab. Der brave Schütze, der auf ihn geschossen hat, muss wohl den Anführer getroffen haben. Der Held ist mit großer Wahrscheinlichkeit euer Mitbürger Nowak. Leider ist er nicht aufzufinden. Nowak war der Schreck in die Glieder gefahren. Er befürchtete, großen Schaden angerichtet zu haben versteckte sich bis zum nächsten Morgen in einem Heuhaufen. Als einige Bürger den Helden endlich fanden, schleppten sie ihn auf den Schultern im Triumphzug zum Marktplatz vors Rathaus. Lautstark pries die Menschenmenge Nowak als den Retter der Stadt.“

Caroline musste lachen, als sie sich zu der Sage äußerte: Das ist ja eine lustige Geschichte. Man kann sogar ein Held Retter sein, wenn man Blödsinn macht. Wahrscheinlich hat der Tollpatsch auch meine Vorfahren gerettet.“

Als die Ausflügler zum Wohnhaus zurückkehrten, Papa Roschkowski bereits mit Pferd und Wagen auf sein Carolinchen. Bereits auf der Heimfahrt sprudelte es aus ihr heraus als sie mit Begeisterung von ihren Erlebnissen erzählte. Nun betrachtete sie ihr Heimatland mit ganz anderen Augen. Besuch in Neidenburg weckte jedoch keine Begehrlichkeiten in der Stadt zu leben. Sie war froh, wieder Zuhause in ihrer trauten, dörflichen Umgebung zu sein.

Aus: Siegfried Burghardt  
Die Masurin Caroline“

## **Geschichte der masurischen Protestanten nach 1945**

*Mit Prof. Grzegorz Jasinski, Historiker und Experte für die Geschichte Masurens, sprach der masurische Sozialaktivist Dr. Alfred Czesla über die Geschichte und die Identität der Protestanten in Masuren und Ermland nach 1945.*

**Herr Professor, in den letzten Jahren sind immer mehr Bücher über Masuren veröffentlicht worden. Sie selbst haben mehrere davon herausgebracht. Ich möchte Sie ganz direkt fragen: Worin unterscheidet sich Ihr neuestes Buch von Ihren früheren Büchern?**

In diesem Buch geht es nicht nur um Masuren. Zwar betrifft es die Nachkriegssituation der dortigen deutsch-evangelischen Bevölkerung, die sich nach Kriegsende im polnischen Staat wiederfand. Es geht aber auch um polnische Katholiken und ihre Reaktionen auf Begegnungen mit Menschen anderer nationaler Überzeugungen und vor allem mit einer anderen Konfession. Es ist auch ein Buch über die Polnische Evangelisch-Augsburgische Kirche, die sich um Gläubige einer anderen Sprache und Nationalität kümmern musste. Darüber, wie sich das anfängliche Misstrauen langsam und nicht ohne Probleme in Vertrauen verwandelte.

**Nach 1945 änderte sich die Lage der masurischen Protestanten radikal. Welche Hauptbereiche waren von diesen Veränderungen betroffen?**

Zum einen verloren sie ihre Kirche, mit der sie seit 1525 verbunden waren. Die preußische Unionskirche durfte in Polen nicht tätig werden. Es herrschte ein praktischer Mangel an deutschen Geistlichen: Ein großer Teil war zuvor in der Armee gewesen und kehrte nicht mehr nach Ostpreußen zurück, mehrere Dutzend hat-

ten ihr Leben verloren, andere waren von der Front geflohen, ein Dutzend weitere wurden 1945 zur Ausreise gezwungen. Alles in allem kam das protestantische Kirchenleben praktisch zum Erliegen, hier und dort gab es nur noch von Laien geleitete Hausgottesdienste.

### **Auf wessen Hilfe konnten die masurischen Protestanten, die den Krieg überlebt hatten, in jenen Jahren zählen?**

Es waren die Geistlichen der Polnischen Evangelisch-Augsburgischen Kirche (KEA), die über 100.000 Protestanten in Masuren und im Ermland in ihre Obhut nehmen mussten. Sie waren übrigens nicht allein, denn auch Priester der Evangelisch-Methodistischen Kirche kamen dorthin und kümmerten sich um die Protestanten im westlichen Teil Masurens. Doch die Arbeit der KEA war nicht einfach. Zum einen fehlten ihr aufgrund der Kriegszerstörungen Priester, zum anderen stieß sie bei den Polen als „deutsche Kirche“ auf Ablehnung. Deshalb konnte sie erst Ende 1945 ihre ersten Priester nach Masuren schicken. Unterdessen war dort bereits die polnische Kolonisierung im Gange. Die Katholiken begannen, den Protestanten massenhaft die Kirchen wegzunehmen. Manche aus gutem Glauben, weil sie sie für verlassen hielten, andere ohne Rücksicht auf die ehemaligen evangelischen Gläubigen. Die schwachen und inkompetenten Woiwodschaftsbehörden waren trotz ihres oft guten Willens nicht in der Lage, hier Abhilfe zu schaffen. Auch das Gesetz war sehr unklar. Als die Situation 1947 legalisiert wurde, waren beide Seiten nicht ganz glücklich damit. Auch die Masuren selbst misstrauten den ersten polnischen evangelischen Priestern zunächst als ihrer Meinung nach Vertretern eines fremden Besatzungsstaates. Doch recht schnell begann das Eis zu brechen. Die Priester, um nur die ersten zu

nennen - Jan Sczech, Alfred Jagucki, Jerzy Sachs, Edmund Friszke Senior und Otto Wittenberg - setzten sich für die Bevölkerung ein und versuchten, die ihnen zur Verfügung stehenden schwedischen Hilfen an die Bedürftigen zu verteilen. Eine weitere Frage war die der Sprache. Die Masuren wussten, dass sie sich mit Polnisch als Amtssprache abfinden mussten. Sie wollten allerdings Deutsch als Kirchensprache beibehalten, als die Sprache, in der sie in ihrer Kindheit zu beten gelernt hatten. Die staatlichen Behörden verlangten jedoch die vollständige Einführung der polnischen Sprache in der Kirche. Der Klerus musste also manövrieren. Einerseits erlaubten sie einen begrenzten Gebrauch der deutschen Sprache, andererseits mussten sie einige der Gottesdienste und Ritual polonisieren.

**Die politische Lage in Polen im Jahr: 1956 veranlasste die masurischen Protestanten erneut zu versuchen, ihre Situation zu ändern. Man diskutierte vor allem über eine Wiedereinführung der deutschen Sprache in den Gottesdiensten, die Rückforderung von Bauernhöfen und Kirchen sowie Möglichkeiten einer Auswanderung nach Westdeutschland. Wie ist es für sie ausgegangen?**

Wenn wir die Nachkriegsjahre betrachten, stellen wir fest, dass die masurische Gemeinschaft selbst in der schlimmsten stalinistischen Jahres immer wieder die deutsche Sprache in den Kirchen forderte. Buchstäblich auf jeder Konferenz, an der Gläubig teilnahmen, wurden solche Forderungen gestellt und Briefe (in polnische und deutscher Sprache) an kirchlich, und staatliche Behörden geschrieben Nach 1956 schien es, als würden die Behörden der Einführung der deutschen Sprache in der Kirche zustimmen. Die Ablehnung erfolgte jedoch auf höchste Ebene - in einem Ausschuss des Zent-

ralkomitees der PVAP in Warschau. Der Druck der Gläubigen ließ nach und die Abwanderung begann. Die masurisch KEA-Diözese verlor dabei einen großen Teil der Gläubigen. Von der größte Diözese Polens wurde sie buchstäblich innerhalb weniger Jahre zu einer die kleinsten.

### **Und wie waren die Beziehungen zum polnisch-katholisch Umfeld?**

Ich habe bereits die Frage der Besetzung von Kirchen erwähnt. Natürlich war es im Einzelfall unterschiedlich. In der sechziger Jahren gab es eine Art Waffenstillstand zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche. Schlimmer verhielt es sich damit - wenn auch nur teilweise, das muss betont werden - auf Seiten der Sie Katholiken, welche die Protestanten recht feindselig behandelten und beschimpften . Oft wurden in evangelischen Kirchen Fenster eingeschlagen. Dies wurde nicht als Schändung, sondern als „Beleidigung des Deutschtums“ achtet. Doch Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre, nach der Wahl von Karol Wojtyla zum Papst, eskalierte die Auseinandersetzung. Der polnische Katholizismus, auch in dieser intoleranten Form, begann zu erstarken. Mit Wissen der ermländischen Bischöfe wurden evangelische Kirchen in Masuren gewaltsam besetzt. Um nur einige zu nennen: Hoverbeck Baranowo), Friedrichshof (Rozogi), Pupen (Spychow), Seehesten (Szestno), Alt Ukta (Ukta). Die staatlichen Behörden, die keinen Konflikt mit der katholischen Kirche eingehen wollten, reagierten nicht. Dies hat die Psyche der evangelischen Gläubigen und Geistlichen nachhaltig geprägt.

### **Hat sich die Situation der masurischen Protestanten in der Zeit nach der politischen Wende wirklich deutlich bessert?**

Zweifelsohne. Die Kirche ist die staatliche Aufsicht losgeworden.

Sie konnte ihre eigenen Angelegenheiten abhängig regeln. Trotz der seit mehreren Jahren anhaltenden Abwanderung sich die Bevölkerungszahl in der masurischen KEA-Diözese stabilisiert und beläuft sich auf mehrere Tausend; Menschen. Sie wird heute von Bischof Paweł Hause geleitet und 15 Geistliche arbeiten dort. Neue Kirchen wurden anstelle der weggenommenen gebaut und historische Kirchen werden renoviert, wo es nötig ist. Und vor allem ist die KEA zu ihrer früheren sozialen und karitativen Rolle zurückgekehrt. Den Kirchengemeinden sind Pflegeheime angeschlossen (das größte ist „Arka“ in Nikolaiken) und die Diakonie der Diözese Masuren ist sehr aktiv. Jedes Jahr wird mehreren Tausend Menschen auf verschiedene Weise geholfen und ihr Glaube spielt dabei keine Rolle. Die Protestanten sind auch im Kulturbereich aktiv; erwähnt sei hier nur die Masurische Evangelische Gesellschaft, die auch Mitherausgeber meines Buches ist.

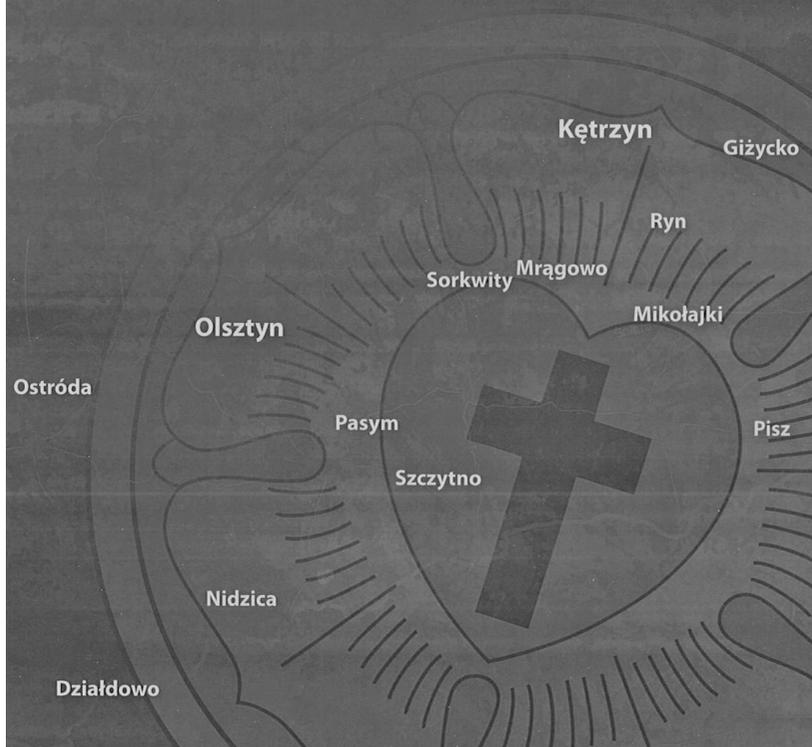
### **Und wie sieht die evangelische Gemeinschaft in Masuren und im Ermland heute aus?**

Hier kann ich mich auf die bisher einzige soziologische Untersuchung stützen, die vor einigen Jahren von Alfred Czesla durchgeführt wurde. Sie zeigt die masurischen Protestanten als prinzipienbewusste, eng mit der Kirche verbundene Menschen, die ein gewisses national-religiöses Ghetto verlassen haben, in dem sie sich nach 1945 unverschuldet wiederfanden. Diese Gemeinschaft setzt sich hauptsächlich aus älteren Menschen der lokalen deutsch-masurischen Bevölkerung zusammen. Sie betrachten sowohl ihre Religion als auch ihre Kirche als einen wichtigen Punkt ihrer Identität. Das Problem ist jedoch, dass sie oft gezwungen sind, ihre Heimat auf der Suche nach einem besseren Leben zu verlassen.

WOCHENBLATT 17. Dezember 2021 -6. Januar 2022

Grzegorz Jasiński

# Luteranie na Mazurach i Warmii po 1945 roku



# **Zentrum der CHiffren ENIGMA In Posen erzählt eine Dauerausstellung die Ge- schichte der polnischen ENIGMA-Knacker**

Von Arkadiusz Łuba

Im Posener Collegium Martineum Mitten in der Stadt eröffnete Ende September eine Dauerausstellung über die Geschichte der polnischen ENIGMA-Knacker – die Posener Mathematiker Marian Rejewski, Henryk Zygalski und Jerzy Różycki. Das „Zentrum der Chiffren ENIGMA“ befindet sich in einem historischen Gebäude, wo einst das Zentralkomitee der Polnischen Arbeiterpartei ihren Sitz hatte, später die Historische Fakultät der Adam-Mickiewicz-Universität. Während der Teilungen Polens stand hier die ehemalige preußische Intendantur und in der Zwischenkriegszeit – das Chiffrierbüro des Polnischen Generalstabs.

„Herzlich willkommen im Chiffrezentrum ENIGMA“ begrüßt die Besucher eine Stimme im Audioführer und erklärt die Herkunft des Namens, der der Rotor-Chiffriermaschine der Deutschen gegeben wurde: „»Enigma« ist das griechische Wort für »Rätsel«“. Die Enigma-Chiffre zu brechen, war eine der größten Herausforderungen der Alliierten. „Als entscheidend erwies sich in diesem Kampf nicht die Kraft sondern der Intellekt“.

Der Erfolg hat bekanntlich viele Väter. Doch der Entschlüsselungsgeschichte der Enigma liegt der Posener Chiffrekurs zugrunde, der unter der Leitung von Professor Zdzisław Krygowski Mitte Januar 1929 begann. Dort lernten die leistungsstärksten Studenten von der Fakultät für Mathematik die Grundlagen der

Kryptologie kennen. Unter ihnen waren die Mathematiker Marian Rejewski, Henryk Zygalski und Jerzy Różycki. Hier möchte das Posener Chiffrezentrum Akzente setzen, erklärt der Historiker Piotr Bojarski, Leiter des neueröffneten Zentrums der Chiffren Enigma: „Besonders viel erzählen wir über die polnischen Entdeckungen, die beim Knacken der Enigma geholfen hatten. Wir erzählen auch die Geschichte der drei Leute, die in der Welt noch nicht so bekannt sind wie beispielsweise Alan Turing“.

So steht also die Rotor-Chiffriermaschine Enigma nicht im Zentrum der Posener Ausstellung. Ihre Scheinwerfer beleuchten vor allem polnische Maschinen, die halfen, den Enigma-Code zu knacken. Unmittelbar danach als die Enigma entstand, entstanden auch spezifische Maschinen, die gegen die Enigma arbeiteten. „Die ersten solchen Maschinen wurden von Polen konstruiert“, sagt Bojarski: „Das waren beispielsweise das Zyklometer und die sogenannte Bombe von Marian Rejewski. Seine Bombe konnte innerhalb von drei Stunden die spezifische Charakteristik von Enigma vom konkreten Tag entdecken. Das bedeutet, dass fast jeden Tag das polnische Chiffrierbüro die Nachrichten von Enigma lesen konnte. Dann entstanden die Zygalski-Lochblätter, die bei der Dechiffrierung von Enigma weiter geholfen haben“.

Das von Bojarski erwähnte Zyklometer war ein kryptoanalytisches Gerät, das im Jahre 1935 entworfen wurde. Es diente der Bestimmung der zyklischen Struktur der Enigma-Chiffre. Es setzte sich aus zwei Enigma-Walzensätzen zusammen, die voneinander um 3 Positionen verschoben wurden. Nach der Wahl eines Buchstaben wurden alle Zeichen gezeigt, die demselben Zyklus zugehörten. Den Katalog der Charakteristiken zu erzeugen war allerdings schwierig. Im Herbst 1938 änderten die Deutschen

zudem ihre Verfahrenstechnik. Die Entschlüsselungsmethode mit der Anwendung des Zyklometers wurde schließlich nutzlos. Nur innerhalb eines Monats entwarf Marian Rejewski eine Maschine – als die Rejewski-Bombe bekannt ist. Mit sechs Enigma-Walzensätzen drinnen analysierte sie alle Anfangsstellungen der Rotoren, und hielt sie in der Lösungsposition an. Die Zygalski-Lochblätter waren Papierblätter mit Löchern an denjenigen Stellen, wo die Chiffre von Enigma eine spezifische Eigenschaft aufwies. Immer wenn mehrere Blätter aufeinander gelegt wurden und bestimmte Löcher miteinander stimmten, konnte der am gegebenen Tag gültige Chiffrierschlüssel gefunden werden. Weder das Zyklometer noch die Rejewski-Bombe überstanden den Krieg. Anhand von Skizzen und Beschreibungen wurden sie allerdings für die Ausstellung rekonstruiert.

Die Polen hatten bereits Erfahrung und gewisse Erfolge im Bereich der Kryptologie. Das Brechen von Chiffren des Gegners besiegelte das Schicksal des polnisch-sowjetischen Krieges in den Jahren 1919-1920. Daraufhin wurde das erste professionelle Chiffrierbüro eingerichtet. Polen war vorhin 123 Jahre von der europäischen Landkarte verschwunden und durch Preußen, Österreich und Russland geteilt. Großpolen mit der Hauptstadt Posen lag im preußischen Teilungsgebiet. Die Offiziere und Soldaten der neu organisierten Armee stammten aus den Armeen von Besatzungsländern – ihnen waren also die Mentalität, die Denkungsart, die Sprachen und die Nachrichtenverkehrsprozeduren des Gegners bekannt. So konnte der Enigma-Code beispielsweise eher in Posen als in Warschau geknackt werden. Historiker Piotr Bojarski: „Die polnischen Studenten, die hier in den Zwischenkriegsjahren studierten, konnten die deutsche Mentalität gut verstehen. Marian Rejewski, der

wichtigste polnische Kryptologe, ahnte, dass die deutschen Chiffrentanten einen einfachen Schlüssel benutzen, denn sie wahrscheinlich so die Ordnung lieben, dass sie anfangs nichts Kompliziertes machen würden. Das war die wichtigste Entdeckung im Kampf gegen Enigma. Das half den polnischen Kryptologen, die Chiffren von Enigma relativ leicht zu knacken“.

Die Historiker streiten bis heute, welchen Einfluss das Knacken von Enigma auf den Verlauf des zweiten Weltkriegs hatte. Doch selbst die vorsichtigsten unter ihnen sind sich sicher, dass es den Krieg mindestens um 2 bis 3 Jahre verkürzte und mehrere Menschenleben rettete.

Ihr Knowhow gaben die Polen an die Franzosen und die Briten erst knappe sechs Wochen vor dem Kriegsausbruch weiter. Aus guten Gründen, unterstreicht Bojarski: „Besonders böse waren die Briten – sie waren enttäuscht, dass die Polen es ihnen nicht früher gegeben haben. Doch die Polen haben es bewusst so lange geheim gehalten. Sie fürchteten deutsche Spione in britischen Chiffrierbüros, denn solche waren bereits unter Franzosen entdeckt“.

Dank dem polnischen Know-how bauten britische und US-amerikanische Kryptologen schließlich riesige leistungsstarke Maschinen, die wie die Rejewski-Bombe die Entschlüsselung von Chiffren erleichterten. Der bekannteste unter ihnen war der Brite Alan Turing. Sein Neffe Sir Dermot Turing schrieb vor drei Jahren ein Buch, in dem er die Rolle der polnischen Enigma-Knacker bestätigt. Er sagte in der Londoner Botschaft der Republik Polen während einer Buchvorstellung: „Lange bevor Alan Turing in Bletchley Park [Bletchley Park war die zentrale militärische Dienststelle der Briten im zweiten Weltkrieg – A.L.] überhaupt arbeiten konnte, waren die polnischen Enigma-Knacker schon erfolgreich. Alles,

woran man in Bletchley Park arbeitete, entstand auf dem Fundament, das die Kryptologen in Warschau geschaffen hatten.“

Mit den Dechiffrierungsmaschinen des zweiten Weltkriegs sind die allerersten Computer entstanden. Die Maschine von Marian Rejewski, die Rejewski-Bombe vom Jahre 1938, war ein Vorbote des heutigen, digitalen Zeitalters. Was einst eine Domäne der Wirtschaft und der Armee war, ist heute allgegenwärtig. Eine SMS oder eine Sprachnachricht wird heute mit einer 256-Bit-Verschlüsselung verschickt. Die Erfahrung, die Mathematik mit Enigma gemacht hatte, überträgt sich heute beinahe auf jeden Lebensbereich. „Nach dem Krieg entwickelte sich das »Operations Research«, die sogenannte Optimierungsrechnung“, sagt der Mathematiker Tadeusz Trzaskalik, Professor für Optimierungsrechnung: „Diese – grob gesagt – mathematische Modellierung fand in der Wirtschaft, in der Technik, im Maschinenbau, in Ökonomie ihren Einsatz; sogar in der Medizin, wo anhand Patientenkarten mit Erkrankungssymptomen Computerprogramme entwickelt werden, die eine Erstdiagnose ermöglichen“.

Aus dem Bedürfnis, über die Enigmaknacker-Geschichte erzählen zu müssen, sei auch das Brettspiel „Łamacze szyfrów“, zu Deutsch – „Knacker der Chiffren“ entstanden. Autor des Spiels Szymon Dąbrowski schuff auch das erste Szenario der Enigma-Ausstellung: „Jeder Mensch hat Geheimnisse, nicht unbedingt immer dunkle“, sagt er: „Es können ganz praktische Geheimnisse sein, wie in der Wirtschaft oder in der Armee. Typisch ist, wenn wettbewerbsfähige Unternehmen Geheimnisse voreinander haben. Verständlich ist auch, wenn eine Armee Informationen vor ihren Gegnern kodiert. Für all das werden verschiedene Chiffren genutzt. Enigma war in ihrer ersten Version eine Handelsmaschine. Firmen konnten

sie kaufen. Doch das war eine völlig andere Maschine als die der deutschen Wehrmacht. Wir wollten die Geschichte ungewöhnlich erzählen; ein breiteres Publikum ansprechen und vor allem die, die sonst nicht anders an die historischen Fakten gekommen wären“. Die Spieler nehmen de facto an einem Kurs für Chiffre-Knacker teil. Als Prüfung absolvieren sie eine ernste Aufgabe in der Stadt: Sie sollen eine kodierte, geheime Nachricht so schnell wie möglich entziffern, den Versteck mit dem Passwort und der Antwort finden und dann den Agenten treffen.

Auch einen Chiffrier-Kurs hat die Ausstellung im Zentrum der Chiffren ENIGMA im Angebot, bevor man die wichtigsten Chiffrier- und Dechiffrier-Maschinen wie Enigma und die Rejewski-Bombe kennenlernt. Und die Genies, die dahinterstanden...

Im Internet ist das Chiffrenzentrum ENIGMA in Posen über die Adresse [www.csenigma.pl](http://www.csenigma.pl) zu erreichen. Eine Enigma-Simulation ist beispielsweise unter <https://piotte13.github.io/enigma-cipher/> zu finden.

Nun ruht das Jahr nach so viel Leben  
und sucht im Neuen seinen Sinn.  
Zeit ist gehen und entschweben,  
nie steht sie gänzlich still.

Auf das, was war, ein Auge richten,  
was ging verloren, was tut noch weh.  
Eine Hoffnung  
und ein Wünschlein vorwärts schicken,  
damit verliert sich bald der letzte Schnee.

(© Monika Minder)

Ein neues Buch, ein neues Jahr  
Was werden die Tage bringen?  
Wird's werden, wie's immer war  
Halb scheitern, halb gelingen?

Theodor Fontane

## Inhalt

- 3 Edith und Günter Donder aus Köffe  
„Die Leiden des jungen Musikus“
- 8 Ingrid Brase Schloe  
Vergangenes im Glanz des neuen Jahres
- 9 Stefan Pioskowik  
JAHRESBILANZ  
Walther Rathenau  
Neujahrswunsch
- 10 Arkadiusz Łuba  
POLNISCH-DEUTSCHE HIMMEL  
ÜBER BERLIN
- 14 Grzegorz Supady  
Ferdinand Gregorovius` „Idyllen vom Bal-  
tischen Ufer“
- 19 Siegfried Burghardt  
„Die Masurin Caroline.  
20 Zu Besuch in Neidenburg
- 28 Alfred Czesla Interview)  
Geschichte der masurischen Protestanten  
nach 1945
- 34 Arkadiusz Łuba  
Zentrum der CHiffren ENIGMA
- 40 Monika Minder, Theodor Fontane  
Gedichte

# IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

**Herausgeber:** Masurische Gesellschaft e.V.,

**Redaktion:** Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

**Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.**

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

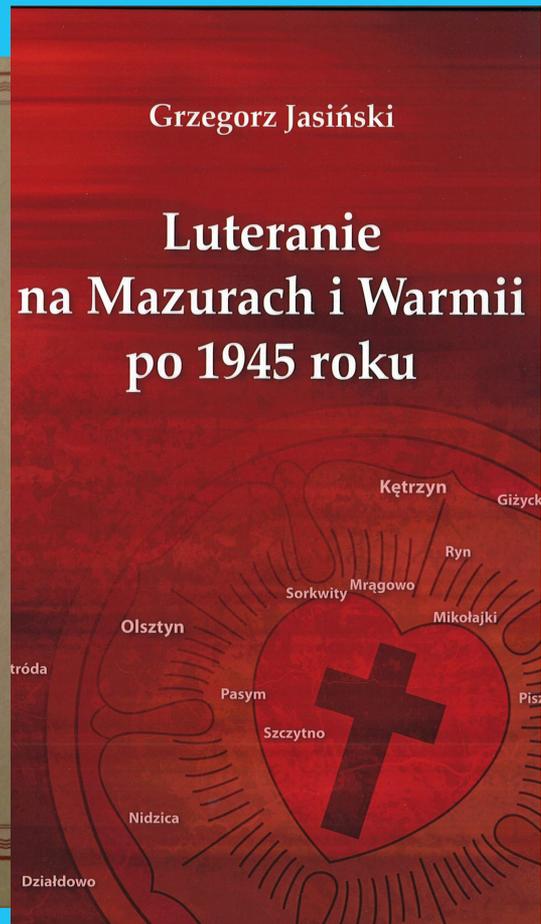
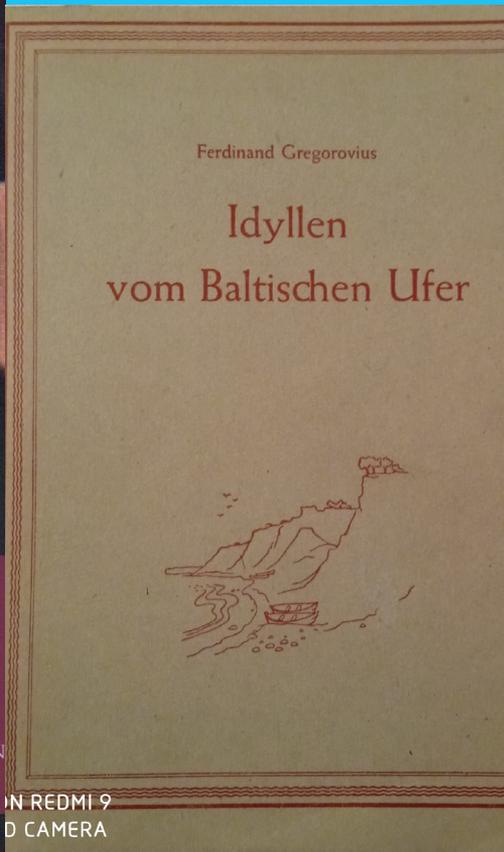
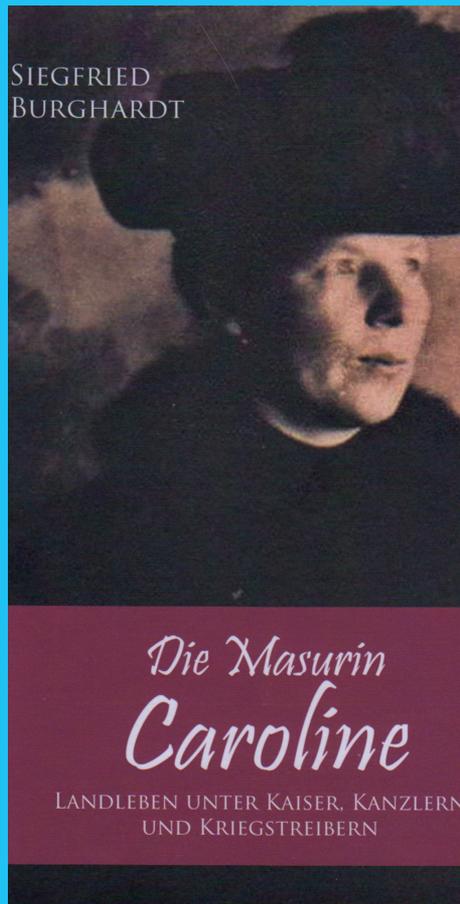
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Rotoren der sog. Bombe des Marian Rejewski, fot. © Arkadiusz Łuba S. 34



Wir können über diese Bücher lesen auf Seite 14, 19 und 28.